Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich mit Ausnahme nach Sonn- und Festtagen ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 60 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
(nur Wochentags)
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 279. Montag den 10. Juni 1895. 89. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 10. Juni.

Die ausführlichen Berichte über den in Aachen geführten Proceß gegen den Wirth Mellage und die übrigen muthigen Männer, welche die Zustände in dem **Alexianerkloster Mariaberg** ans Tageslicht gezogen haben, liegen nunmehr vollständig vor uns. Das bunte und krause Durcheinander aller Aussagen zu sichten und ein klares Bild der thatsächlichen Verhältnisse zu entwerfen, wird in den nächsten Tagen unsere Aufgabe sein. Aber schon jetzt muß gesagt werden, daß die einzelnen Züge dieses Bildes nicht nur das Gefühl der Empörung über unerhörte Vorgänge, sondern auch peinliches Erstaunen darüber erwecken, daß solche Vorgänge im Deutschland des 19. Jahrhunderts möglich waren. Beiden Empfindungen hat Prof. Geh. Rath Finkelnburg mit den Worten Ausdruck gegeben: „Ich finde keinen hinreichenden Ausdruck zur Mißbilligung der Zustände auf Mariaberg, die sich zu unserem größten Erstaunen enthüllt haben. Das sind Zustände, die wir nicht blos bei uns in Deutschland, sondern überhaupt in jedem Staat in Europa für unmöglich gehalten haben." Staunen muß schon in weiten Kreisen die Thatsache erregen, daß nicht die von Mellage in seiner von uns längst, ja fast zuerst ausführlicher besprochenen Broschüre „39 Monate bei gesundem Geiste als irrsinnig eingekerkert" beschuldigten Personen auf der Anklagebank saßen, sondern Mellage, der Verleger jener Broschüre, und der Redacteur des „Iserlohner Kreisblattes", Scharre, der den Inhalt der Broschüre wiedergegeben hatte. Aber größeres Staunen noch die weitere Thatsache, das trotz dieser Broschüre und ihrer detaillirten Angaben lange Zeit in Mariaberg Alles beim Alten blieb und daß erst dem Verfasser und dem Verleger der Broschüre der Proceß wegen öffentlicher Beleidigung gemacht werden mußte, bevor es möglich war, einen klaren Einblick in die Zustände von Mariaberg zu erlangen. Dieser Einblick hat nun zwar die erfreuliche Folge gehabt, daß Mellage und Genossen, für deren Behauptungen der Wahrheitsbeweis als erbracht angesehen wurde, kostenlos freigesprochen wurden und der Staatsanwalt ein strafrechtliches Vorgehen gegen die eigentlichen Schuldigen in Aussicht stellte, aber dadurch wird das peinliche Staunen über die lange Schonzeit, die diesen Schuldigen zu theil geworden ist, nicht vermindert; im Gegentheil. Diese Schonzeit weist auf einen wunden Punct hin, auf den das Organ des Fürsten Bismarck, die „Hamb. Nachr.", den Finger legt, indem es schreibt:

„Die Hauptfrage ist die: wie ist es möglich gewesen, daß solche Zustände der Aufsichtsbehörde bisher entweder unbekannt blieben oder von ihr geduldet werden konnten? Hierüber muß volle Klarheit geschaffen werden. Es fügt sich glücklich, daß der Landtag noch nicht geschlossen ist. Das am Dienstag wieder zusammentretende Abgeordnetenhaus wird es — so nehmen wir an — als seine selbstverständliche Pflicht betrachten, im Wege der Interpellation von der Regierung Auskunft zu erbitten. Inzwischen aber darf die Presse mit dem Eindrucke, den die Aachener Gerichtsverhandlungen machen, nicht zurückhalten, und da wollen auch wir nicht verschweigen, daß nach unserer Meinung das Betrübendste an der Sache die weitverbreitete Empfindung ist, daß die seit längeren Jahren beliebte Leisetreterei gegenüber dem Centrum die zunächst verpflichtete Aufsichtsbehörde zu ihrer Nachlässigkeit oder Nachsicht, wenn nicht veranlaßt, so doch in derselben bestärkt hat. Wenn man sich nicht mehr damit begnügt, die Grenzregulirung zwischen Staat und Kirche, wie sie in der Gesetzgebung der siebziger Jahre vorgenommen worden ist, vorsichtig, d. h. einer verständigen Erwägung aller in Betracht kommenden Verhältnisse entsprechend zu corrigiren, sondern von den leitenden Stellen im Staate aus den sogenannten Culturkampf rundweg verleugnet, wenn man die parlamentarische Vertretung des Ultramontanismus in jeder Weise umschmeichelt und selbst den zweifellos unerfüllbaren Ansprüchen desselben gegenüber den staatlichen Standpunct nur mit einer auffallenden Schüchternheit vertritt — wie kann man sich dann wundern, wenn die nachgeordneten Organe, wo sie dazu in die Lage kommen, jeden Conflict mit den kirchlichen Behörden und den kirchlichen Organisationen um jeden Preis zu vermeiden suchen? Was daraus entsteht, hat man hier nun einmal in einem besonders schreienden Falle gesehen. Man hat den haarsträubenden Mißständen in Mariaberg gegenüber nicht nur die Augen zugedrückt, nein, der Kreisphysicus unternimmt es selbst dann noch, als sie vor aller Welt aufgedeckt sind, sie zu beschönigen; ein Theil der Bürgerschaft steckt mit der verbrecherischen Krankenpfleger-Gesellschaft unter einer Decke und ist bestrebt, ihre Schandthaten nicht ans Licht kommen zu lassen, und diejenigen, welche zur Aufhellung beitragen, werden boycottirt und verfolgt. Ja, der Vertheidiger des Mannes, dem das Hauptverdienst an der Enthüllung gebührt, wird von der Centrumspresse mit dem Verlust seines Reichstagsmandates bedroht! Ein Terrorismus schlimmster Art ist es, den sich die Alexianerbrüder und ihre Helfershelfer gestatten zu dürfen glaubten. Und dabei ist das Charakteristische, daß diese „Brüder" von den sie betreffenden gesetzlichen Bestimmungen, z. B. von der Vorschrift des Gesetzes vom 12. Mai 1873, wonach die Verweisung in eine Irrenanstalt die Dauer von drei Monaten nicht übersteigen darf, gar keine Ahnung zu haben scheinen. Die staatliche Autorität ist für diese Alexianer gar nicht vorhanden; sie kümmern sich auch nicht um die „Doctrin", sie sind die Herren und damit basta! Die „Brüder", welche, wie sich gezeigt hat, zum größten Theile auf einem recht niedrigen Bildungsniveau stehen, allein aber auch nur vorwiegend für diesen Zustand verantwortlich zu machen, ist unmöglich. Alle Welt wird mit Geh. Rath Finkelnburg einverstanden sein, daß es die Aufsichtsbehörde ist, und zwar die weltliche wie die geistliche, welche die schwerste Schuld trifft. Mit der geistlichen haben wir es hier zunächst nicht zu thun. Was aber die weltliche anlangt, so erinnert man sich kaum, daß von einem Staatsbeamten gegen eine staatliche Behörde jemals eine so vernichtende Anklage erhoben worden ist, wie es Geh. Rath Finkelnburg in diesem Falle gethan hat. Welche Stelle hier recht eigentlich die Verantwortung trifft, wird die Regierung vor dem Lande klarzustellen haben. Außerdem sollte man meinen, die durch die Beweiserhebung im Proceß Mellage unanfechtbar klargestellten Mißstände seien dazu, daß die Regierung von ihrer Befugniß, die Niederlassung der Alexianerbrüder in Mariaberg einfach aufzuheben, Gebrauch machen müßte. Auch damit aber würde die Frage, welche durch diesen Proceß aufgeworfen wird, nicht erschöpft sein. Als man in dem preußischen Gesetz vom 31. Mai 1875 die Krankenpflegeorden, allerdings auf Widerruf, befreien ließ, ging man, wie aus der dem damaligen Gesetzentwurf beigegebenen Motiven zu ersehen ist, von der Ansicht aus, sie verdienten eine von derjenigen der übrigen Orden abweichende Behandlung wegen ihrer überall da rühmenswerthen Leistungen, wo sie sich, wie dies insbesondere auch in den letzten Kriegen der Fall war, lediglich dem Gebote der Erfüllung der Nächstenliebe gewidmet haben und ferner widmen. Nun, die Beispiele von „Nächstenliebe", wie sie dieser Proceß enthüllt hat, klingen wie Hohn auf die hohe Meinung, welche die vielgeschmähte „Culturkampfregierung" von dem Krankenpflegeorden hegte; man wird sich nicht wundern dürfen, wenn sich jetzt in den weitesten Kreisen von Neuem der Zweifel regt, ob auf der heutigen Culturstufe kirchliche Organisationen, deren Bedeutung in den politisch unentwickelten oder geradezu staatlosen Verhältnissen des Mittelalters nicht verkannt werden soll, für die Krankenpflege, zum mindesten für einen so schwierigen Zweig derselben, wie den in Mariaberg gepflegten, noch Berechtigung haben, ob der moderne Staat mit seiner Pflicht der Gesundheitspflege es überhaupt verantworten kann, auf die Erfüllung dieser Pflicht zu Gunsten von kirchlichen Vereinigungen, welche so wenig Garantie für eine zweckmäßige Behandlung der Kranken bieten, zu verzichten. Die Sympathien für das katholische Krankenpflegewesen, welche bisher in den weitesten Kreisen bestanden, haben jedenfalls einen starken Stoß erhalten. Und wenn man auch nach näherer Ueberlegung nicht geneigt sein wird, das Kind mit dem Bade auszuschütten, so wird doch mindestens eine ganz andere Regelung der staatlichen Aufsicht verlangt werden müssen. Vor Allem müssen durchaus zuverlässige Bürgschaften geschaffen werden, daß die Mitglieder der Krankenpflegeorden eine genügende berufliche Ausbildung genossen haben. Ob man gut thun wird, dies dem bestehenden Gesetze gemäß allein der ministeriellen Verordnung zu überlassen, kann nach den gemachten Erfahrungen zweifelhaft erscheinen. Wir wollen in diesem Puncte indeß der parlamentarischen Erörterung nicht vorgreifen."

Leider scheint der Eifer, im Wege der Interpellation von der preußischen Regierung im Abgeordnetenhause Auskunft über die Langmuth der weltlichen Aufsichtsbehörde gegen die Leiter der Anstalt zu erbitten, schon wieder verflogen zu sein; wenigstens schreibt heute die „Nat.-lib. Corr.":

„Die im Proceß Mellage enthüllten Thatsachen dürften kaum Gegenstand der parlamentarischen Erörterung werden, nachdem die Regierung halbamtlich eine eingehende Untersuchung und der fungirende Staatsanwalt ein Strafverfahren in Aussicht gestellt hat."

Das klingt gerade so, als ob das Abgeordnetenhaus gegen die Aufsichtsbehörde gerade so zu handeln sich verpflichtet glaubte, wie diese Behörde gegen die Alexianer zum Erstaunen der Welt gehandelt hat. Im ganzen Reiche würde man in diesem Falle zu der „Leisetreterei" des preußischen Abgeordnetenhauses die bittersten und berechtigtsten Glossen machen.

Die Ansprache des Kaisers Franz Joseph an die österreichisch-ungarischen Delegationen ist ziemlich farblos, hat aber im Allgemeinen einen befriedigenden Eindruck hervorgerufen. Indem der Kaiser von dem Festhalten an den bisherigen bewährten Grundlagen sprach, wollte er offenbar kundgeben, daß auch Graf Goluchowski die Politik der Allianzen fortsetzen werde. Der Hinweis der Thronrede auf die fortschreitende Beruhigung und Consolidirung des allgemeinen Friedens wird in unterrichtetem Wiener Kreisen dahin interpretirt, daß von den Vorgängen im Orient keine Bedrohung des europäischen Friedens besorgt wird. Das was der Kaiser über die Nothwendigkeit sagte, die Wehrkraft der Monarchie aufrecht zu erhalten, widerspricht diesen Erklärungen nicht, sondern bedeutet nur eine Ancifernng für die Delegationen, den vom Kriegsministerium und der Marineverwaltung verlangten neuen Crediten zuzustimmen. Wenn auch keinerlei Gefahr für den Frieden besteht, so ist doch für keinen Staat die Nothwendigkeit geschwunden, gut gerüstet zu sein. Dies werden die Delegationen jetzt ebenso wenig verkennen, wie sie es in der Vergangenheit niemals verkannt haben. Aehnlich sprechen sich auch die der Regierung nahestehenden ungarischen Blätter aus. — Die Ueberzeugung von der Unannehmbarkeit der Wahlreform, wie das Subcomité des Abgeordnetenhauses sie entworfen, hat nicht allein die deutschliberale Partei, sondern auch den Polenclub erfaßt, ja selbst Graf Hohenwart ist zu der Ansicht gelangt, daß mindestens die Bemessung der Arbeitermandate zu karg erfolgt sei. Namens der deutschen Linken erklärte Graf Kuenburg bekanntlich in der letzten Sitzung des Wahlreformausschusses, dieselbe trete nur unter der Voraussetzung wesentlicher Verbesserungen des Entwurfes in die Specialberathung ein. Sie verlangt u. A. Ausdehnung des Wahlrechts auf kleinere Leute von gewisser Bildung und auf Inhaber selbstständiger Jahreswohnungen, eine große Anzahl neuer Mandate, Unheilbarkeit der neuen Wahlcurie ꝛc. Diese Entschlossenheit der Linken könnte imponiren, wenn diese selbst sich einen Erfolg davon versprächte. Aber es ist nicht anzunehmen, daß auch nur ein Theil ihrer Forderungen von der Mehrheit des Ausschusses angenommen wird. Die Vorlage, wie sie jetzt ist, stellt sich als das Ergebniß einer Reihe von Compromissen dar, welche von wechselnden Mehrheiten beschlossen wurden. Alle diese Beschlüsse wieder umzustoßen und die gesammte Vorlage nochmals umzuarbeiten, dazu werden die Parteien sich schwerlich verstehen. Es ist auch nicht ersichtlich, worauf die Linke ihre Hoffnung stützt, daß sie, nachdem sie im Subcomité unterlegen, nun im Ausschusse mehr Glück haben werde. Ihr Entschluß, für das Eintreten in die Specialdebatte zu stimmen, kann danach nur den Zweck haben, das Odium und die Verantwortung für ein etwaiges Scheitern der Wahlreform und alle sich daran knüpfenden Folgen abzulehnen.

Auf die Verhältnisse und Gründe, welche den Rücktritt des französischen Expräsidenten Casimir-Perier veranlaßten, fällt jetzt ein ziemlich deutliches Licht. Bei seinem Regierungsantritt hatte Perier bekanntlich erklärt, er werde der unerbittliche Gegner aller Politiker mit schmutzigen Händen sein; wer seine Stellung mißbraucht habe, um sich unredlich persönliche Vortheile zu verschaffen, werde an den Pranger gestellt werden, an den er gehöre. Das war ein sehr deutlicher Wink an die Adresse aller Derer, die, ohne von den Gerichten verurtheilt oder bisher von den gesetzgebenden Körperschaften selbst gerichtet worden zu sein, doch in den Panama-, in den Südbahnscandal oder in sonst irgend eine üble Geschichte verwickelt waren. Zum Erstaunen Aller, die bis dahin auf Casimir-Perier's rücksichtslose Energie geschworen hatten, geschah aber nichts. Die Untersuchung in Sachen der Südbahn ging zwar fort, aber sie wurde in engen Grenzen gehalten und von Maßregeln gegen gewisse Politiker, die alle Welt bei Namen kannte und nannte, war nicht die Rede. Da fiel das Ministerium Dupuy; Perier ging; es kam ein neues Regiment, und mit ihm gerieth allmählich — ob mit Zuthun der Regierung oder nicht, ist eine Frage, die zu untersuchen hier nicht hergehört, auch zu weit führen würde — ganz wie einst der Panamascandal so jetzt der Südbahnscandal auf die schiefe Ebene: es wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, in den nächsten Wochen zu gerichtlichem Vorgehen und, wo dieses nicht mehr möglich ist wegen der inzwischen eingetretenen Verjährung, zu parlamentarischem Einschreiten gegen die von der öffentlichen Meinung oder von dem Untersuchungsrichter Beschuldigten kommen. Nun will man aber, wie dem „Hamb. Corr." aus Paris geschrieben wird, wissen, und zwar in Kreisen, denen man unbedingtes Vertrauen schenken kann, daß — wie wir schon seiner Zeit, ziemlich alleinstehend, hervorhoben — einer der Hauptgründe, die Casimir-Perier bewogen haben, die Präsidentschaft niederzulegen, der gewesen ist, daß er in der Verfolgung Derer, die in die Schwindeleien der Südbahngesellschaft verwickelt sind, seinen Willen nicht durchzusetzen vermochte, daß er seinen damaligen Ministern wiederholt aufgegeben hatte, in der Angelegenheit den Gesetzen freien Lauf zu lassen, daß aber Dupuy ihm in diesem Puncte, auf dem Carnot'schen Standpuncte der möglichsten Vermeidung allen Scandales stehen bleibend, einfach den Gehorsam verweigerte. Als dann das Ministerium Dupuy gestürzt wurde, wollten die Freunde der in den Augen Perier's compromittirten Parlamentarier den Präsidenten der Republik noch obendrein zwingen, einige dieser compromittirten Leute unter seine berufenen Rathgeber aufzunehmen, was in seinen Augen Mitschuld an den begangenen Verbrechen oder Vergehen bedeutet hätte. Weil er sich hierzu nicht hergeben wollte, ist seiner Zeit Casimir-Perier gegangen, nicht wegen sentimentaler Liebesgeschichten, auch nicht wegen allgemeiner Mißstimmung oder gar aus Angst vor Attentaten, aus Nervosität oder was sonst man ihm alles für unglaubhafte Motive untergeschoben hat.

In der **Türkei** hat sich plötzlich ein Regierungswechsel vollzogen, der nach Lage der Dinge mit dem Scheitern des Interventionsversuchs der drei Mächte England, Rußland und Frankreich in der armenischen Frage im Zusammenhang gebracht werden muß. Wie an anderer Stelle mitgetheilt wird, wurde der Großvezier Dschevad Pascha seines Amtes enthoben, der frühere Großvezier, jetzige Minister des Aeußern, Said Pascha zum Großvezier,

---

Feuilleton.

Haus Hardenberg.

9] Roman von Ernst von Waldow.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Nun ja", setzte der Hauptmann gleichmüthig das Gespräch fort, „und warum nicht? Dieser Hardenberg muß in seiner Jugend ein verteufelt hübscher Bursche gewesen sein, der den Frauen die Köpfe verdreht hat. Was mich aber an ihm am meisten interessirt, ist sein würdevolles, gehaltenes Wesen. Er ist kein Aristokrat, prätendirt aber auch nicht, es sein zu wollen. So denke ich mir einen Fugger, einen Welser, jene reichen Kaufherren von einst, welche noch nicht zur Börse gingen und von der modernen Beutelschneiderei sich widerwillig abgewendet hätten. Wirklich, ich bin ganz vernarrt in diesen schlesischen Landsmann und habe ihm versprochen, ihn morgen nach dem Tattersall zu führen. Er will, glaube ich, ein paar Pferde kaufen, ich bin in der Lage, ihm gefällig sein zu können. Baron Soltendorff besitzt prächtige Rappen, die er zu verkaufen wünscht, um eine Spielschuld zu zahlen.

Später wollen wir bei Hiller frühstücken. Deshalb kann ich auch nicht zu Dir kommen, um das Resultat Deiner Bemühungen sofort zu vernehmen. Sollte es sich um Ernstes handeln, irgend eine Gefahr zu befürchten sein, dann habe die Güte, mich durch ein paar Zeilen davon zu benachrichtigen. Anderfalls, wenn Alles nach Wunsch geht, finde ich mich Abends bei Dir ein, um Siegfried's Briefe in Empfang zu nehmen. Einverstanden?"

„Gewiß, lieber Onkel."

„Hier — bald hätte ich vergessen — nimm dies Blättchen, die Adresse Klotilde's ist darauf notirt."

Mit einem Seufzer schob Baleska das kleine Blatt, welches jedenfalls aus dem Notizbuche des Herrn v. Erbach stammte, in die Tasche ihres Kleides. Sie war ganz nachdenklich geworden, und als der Oheim von ihr geschieden und sie sich endlich in der Einsamkeit ihres Gemaches erholen durfte, drängte der Gedanke an die peinliche Scene, welche ihr morgen bevorstand, alle anderen Empfindungen zurück.

III.

Im dritten Stockwerke eines der älteren Häuser Unter den Linden, nahe der Neustädtischen Kirchstraße, hatte die verwittwete Professor Schneider eine Unterrichtsanstalt für die weibliche Jugend errichtet, mit besonderer Berücksichtigung feiner Handarbeiten.

Baleska zog am nächsten Tage um die Mittagsstunde etwas zaghaft den Knopf der Glocke unter dem großen Messingschilde und wurde von dem freundlichen Dienstmädchen, nachdem sie ihr Anliegen kundgegeben, in ein großes Zimmer geführt, dessen Fenster nach dem Hofe sahen. Da die Bewohnerin im Momente nicht anwesend war, hatte Baleska Muße, eine kleine Umschau zu halten. Doch was sie da sah, war eben nicht geeignet, sie froher zu stimmen, im Gegentheil, die hier herrschende Unordnung verletzte ihr weibliches Gefühl.

Kleidungsstücke, Hüte, Handschuhe, Bücher und Malergeräthschaften lagen auf Tischen und Stühlen bunt durcheinander gemischt umher. Aber das war noch nicht das Schlimmste. Die lichtblaue Wolldamastdecke, welche über den großen, runden Tisch gebreitet lag, der mitten im Zimmer stand, war durch Cigarrenasche verunreinigt und auf der Untertasse des noch nicht fortgeräumten Frühstücksgeschirrs lag eine zur Hälfte abgebrannte Havanna-Cigarre. Klotilde rauchte also — oder hatte in ihrem Zimmer den Besuch eines rauchenden Collegen empfangen. Was würde Onkel Dietrich dazu gesagt haben, dem emancipationslüsterne Frauen so antipathisch waren.

Zehn Minuten waren vergangen, Baleska's Unbehagen steigerte sich noch, da vernahm sie heftige Tritte im Corridor, die Stubenthür wurde ungestüm geöffnet, und auf deren Schwelle erschien ein noch junges Mädchen mit Hut und Mantille, belastet mit einer Anzahl kleiner Päckchen, welche es in den unbehandschuhten Händen trug.

Ohne schön zu sein, hatte Klotilde Saalfeldt etwas sehr Anziehendes. Sie war „pikant" und in den Augen der meisten Männer galt das als ein großer Vorzug, zuweilen sogar für mehr denn regelmäßige Schönheit. Große dunkle Augen belebten ein blasses Gesicht, dessen Nase allerdings nichts Griechisches hatte, aber fein geschnitten war. Auch der etwas große Mund wurde durch volle Purpurlippen geziert, die, wenn sie sich öffneten, spitze Zähne sehen ließen. Auf den braunen, kurz geschnittenen Locken saß ein kleines Hütchen, dem ein Eulenkopf und einige dunkle Federn zum Schmucke dienten. Wenn ein strenger Kritiker aber auch an dem Gesichte der jungen Dame etwas auszusetzen gefunden, die Gestalt, mit ihren junonischen Formen, hätte er als tadellos bezeichnen müssen.

Als Klotilde der Besucherin ansichtig wurde, färbte für einen Augenblick hohe Röthe die bleichen Wangen und ein Zucken machte ihren Körper erbeben. Doch schnell war sie wieder Herrin ihrer selbst, und der Freundin die Hand entgegenstreckend, rief sie leichten Tones:

„Du hier, Baleska? Das ist in Wirklichkeit eine Ueberraschung, denn wir haben uns recht — recht lange nicht gesehen. Es ist sehr lieb von Dir, daß Du mich in meiner Junggesellenwohnung aufsuchst — wenn Du nämlich aus eigenem Antriebe gekommen bist und nicht als — Abgesandte."

Baleska erröthete unwillkürlich unter dem prüfenden Blicke der scharfen, schwarzen Augen, die fest auf sie geheftet waren, und es war ihr sehr angenehm, daß Klotilde sie einer Antwort enthob, indem sie schnell fortfuhr:

„Aber Du stehst ja wie weiland Lot's Weib mitten in der Stube — warum hast Du denn nicht Platz genommen? Ja so — ich vergaß, daß hier eine malerische Unordnung herrscht. Da muß man sich eben zu helfen wissen — siehst Du — das macht man so —"

Und bei diesen Worten raffte sie die sämmtlichen Gegenstände, welche einen der Sessel belasteten, mit beiden Armen zusammen und warf sie auf den zunächst stehenden Lehnstuhl.

„Jetzt setze Dich und lasse uns plaudern. Wir haben uns viel zu erzählen. Rauchst Du — bitte, bediene Dich."

Baleska schob mit einer Geberde des Widerwillens die Porzellanschale zurück, welche die Freundin vor sie hingerückt. Die junge Malerin bemerkte dies lächelnd, und während sie den feinen türkischen Tabak aus der Schale in ein Blättchen Seidenpapier schüttete und mit den schlanken Fingern eine Cigarette daraus formte, meinte sie:

„Ja, den Erzieherinnen ist das Rauchen noch nicht gestattet, und deshalb hast Du Dich nicht daran gewöhnt; da sind wir Künstlerinnen besser daran, wir dürfen thun, was uns gefällt. Schon der freiere Verkehr mit den männlichen Collegen bringt es mit sich, daß wir etwas von deren Gewohnheiten annehmen."

„Deren schlechte Gewohnheiten — wolltest Du doch sagen", warf Baleska ein, „ich halte wenigstens Rauchen für solche, wenn nicht für Schlimmeres."

„Sei es drum, dafür mußt Du gelten lassen, daß die Untugenden amüsant und die Tugend im Allgemeinen langweilig ist."

„Aber Klotilde, wer Dich so sprechen hört, muß eine ganz falsche, ja eine schlimme Meinung von Dir bekommen."

Sie blies den Dampf ihrer Cigarette vor sich hin. „Pah, was frage ich noch nach der Meinung der Leute!"

„Ist es Dir auch ebenso gleichgiltig, was Deine Freunde über Dich denken?"

„Freunde? — ich glaube nicht mehr an Freundschaft, habe auch den Glauben an alle die schönen Gefühle verloren, mit denen die Menschen sich aufputzen und die sie sich und Anderen anlügen", versetzte Klotilde voll Bitterkeit.

„Dann bist Du wahrhaft zu beklagen."

Die junge Künstlerin hatte sich erhoben, wie von einer Feder emporgeschnellt, und die nur halb ausgerauchte Cigarette achtlos auf den Tisch werfend, rief sie mit blitzenden Augen:

„Ich bitte Dich, Baleska, lasse mir gegenüber den lehrhaften Ton fallen und merke Dir, daß ich nicht beklagt, nicht bedauert sein will. Die Welt mag über die verlassene, die verrathene Geliebte spotten — das ist ihr Recht: Wehe dem Besiegten! Aber ich bin zu stolz, um Mitleid — dies Almosen — anzunehmen."

„Du hast mich nicht verstanden", fiel Baleska begütigend ein, „es lag mir fern, eine Anspielung auf ein peinliches Geschehniß zu machen, welches auch mich tief betrübt. Ich meinte nur im Allgemeinen, daß jene Menschen zu bedauern seien, die aller Illusionen bar sind."

Ein spöttisches Lächeln verzog die rothen Lippen Klotilde's. „Wie mans nimmt. Vielleicht ist es doch vorzuziehen, klar zu sehen. Ich mindestens habe stets die Offenheit, wenn sie selbst bis zur Rücksichtslosigkeit ging, jener conventionellen Lüge, die mit der Heuchelei nahe verwandt ist, vorgezogen. So hätten viele in meiner Lage jetzt eine artige Rührkomödie gespielt. Du, die Schwester des Geliebten, der mich betrogen, suchst die Verlassene auf, um sie zu trösten. Welch prächtige Gelegenheit zu Thränenergüssen, Umarmungen und tausenderlei albernen Sentimentalitäten. Ich, die Dulderin mit dem gebrochenen Herzen, Du, die großmüthige Trösterin — ha ha! — Ich dagegen, zwar ohne Illusionen, aber mit gesundem Menschenverstande begabt, sage mir: dieser plötzliche Besuch einer Freundin, welche sich in Jahr und Tag keinen Deut um Dich gekümmert hat, muß irgend etwas zu bedeuten haben, will sagen: wird einem egoistischen Grunde entspringen

SLUB
Wir führen Wissen.